

ANDREW TAYLOR

LYDMOUTH 4

AM DUNKLEN ENDE DER NACHT

Weltbild

Die Ruhe in der englischen Kleinstadt Lydmouth ist empfindlich gestört, seit sich Fremde am Rand des Ortes niedergelassen haben. Argwöhnisch werden sie beobachtet, selbst die Presse ist an ihnen interessiert. Und als ein Londoner Journalist ermordet in dem Pub Bathurst Arms aufgefunden wird, kann sich Detective Inspector Richard Thornhill über einen Mangel an Verdächtigen nicht beklagen. Zu den möglichen Tätern zählt auch der Herausgeber der Lydmouth Gazette sowie Freund und Arbeitgeber von Jill Francis, an der Thornhill ein alles andere als berufliches Interesse hat. Richard und Jill versuchen beide Licht in die mysteriöse Angelegenheit zu bringen – er als Ermittler und sie als Journalistin. Doch sie müssen auch noch mit privaten Schwierigkeiten kämpfen, die ihnen womöglich den Blick auf die Lösung des Rätsels verstellen ...

Ein exzellenter Roman, der an Spannung kaum zu übertreffen ist!« **The Guardian**

»Wie Alfred Hitchcock inszeniert Taylor seine packenden Geschichten so nahe an der Realität unseres Alltags, dass sie dadurch nur umso erschreckender werden.« **Times Literary Supplement**

Lydmouth Serie

1. Dunkle Verhältnisse
2. Finstere Mächte
3. Erste Krokusse
4. Am dunklen Ende der Nacht
5. Verblühte Rosen
6. Die Pforten des Todes
7. Wen die Toten rufen
8. Der Ruf des Henkers

Andrew Taylor

Am dunklen Ende der Nacht

Roman

Aus dem Englischen von Frank Sahlberger

Weltbild

Der Autor

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Nach dem Studium in Cambridge und London übte er eine Anzahl von Berufen aus, bis er sich 1981 hauptberuflich dem Schreiben zuwandte. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane, darunter die Romane der Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Thornhill und der Journalistin Jill Francis. Daneben verfasste Andrew Taylor die Roth – Reihe. Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter:

www.andrew-taylor.co.uk

Die englische Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel The Suffocating Night bei Hodder and Stoughton, London

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Andrew Taylor

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2001 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Frank Sahlberger

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/Hemera

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-656-6

Für Shoo
und die Gründungsmitglieder des FA

FAMILIENANZEIGEN

PARRY, Heather Margaret: Es jährt sich der Tag, an dem Du fortgegangen bist. Wir denken in Liebe an Dich – Mutter, Dad, Keith und Oma.

Lydmouth Gazette, 18. April

1. KAPITEL

Timing ist alles, pflegte Cameron Rowse zu sagen. Wenn man das richtige Timing erwischte, brauchte man kein Glück. Für seine Fahrt nach Lydmouth war das Timing offenbar perfekt. Doch Rowse wurde ein paar Stunden nach seiner Ankunft ermordet, also sollte man den Faktor Glück vielleicht doch nicht unterschätzen.

Am Dienstagmorgen verstaute Rowse das Gepäck in den Packtaschen seiner Triumph TRW, fuhr Richtung Westen und ließ London hinter sich. Er genoss die Anonymität von Lederkluft und Schutzbrille. Das Motorrad stammte aus Armeebeständen, wie alle TRWs. Es war ein zahnloses Monster, doch der Motor – ein Fünfhunderter-Zweizylinder – würde wahrscheinlich ewig halten. Es war noch recht früh. Rowse aß in einem Rasthaus westlich von Oxford zu Mittag. Während des Essens las er noch einmal den Ausschnitt aus der Zeitschrift People.

HAUSBESETZER DRINGEN IN KASERNE EIN ARMEE HILFLOS

Der Artikel, der zu dieser Schlagzeile gehörte, war eindeutig. Mit der Kaserne war das Farnock-Camp gemeint, ein Militärstützpunkt in der Nähe von Lydmouth. Die Soldaten hatten ihn 1946 geräumt, danach hatte man dort für ein oder zwei Jahre Zivilisten untergebracht, für die man währenddessen in der Stadt Sozialwohnungen gebaut hatte. Seitdem hatte die Kaserne leer gestanden. Vor Kurzem hatte jedoch ein privates Wohnungsbauprojekt zur Zwangsräumung mehrerer Familien geführt, die sich prompt in der Kaserne niedergelassen hatten. Die Armee wollte sie hinauswerfen; es hieß, die Besetzung sei illegal, und angesichts der internationalen Situation würde man das Camp mit hoher Wahrscheinlichkeit bald für militärische Zwecke benötigen. Ein Labour-Abgeordneter im Grafschaftsrat meinte, es sei tragisch, wenn auch nur ein britischer Bürger in der heutigen Zeit kein Dach über dem Kopf habe. Ein konservativer Abgeordneter sagte, die Belange der Nation hätten Vorrang.

Durch das verschmutzte Fenster des Rasthauses sah Cameron Rowse den wolkenlosen Aprilhimmel. Lydmouth. Der Name rief Erinnerungen in ihm wach. Als Kind war er mit seinen Eltern während eines Campingurlaubs durch den Ort gefahren. Er hatte einen silbernen Fluss vor Augen, der sich durch ein Tal schlängelte; alte Häuser und grüne Hügel, die in der Ferne bläulich wurden. Aus irgendeinem Grund schimmerte der Ort wie ein verlorenes Paradies in seinem Gedächtnis. Das lag wahrscheinlich an dem Gegensatz zu seiner momentanen Lage. Sein Bankkonto war überzogen und seine Vermieterin verlangte wütend nach der Miete für die letzten zwei Wochen.

Also, hatte er an diesem Morgen gedacht, warum sollte man es nicht riskieren? Er brauchte eine Luftveränderung und ein Arbeitsurlaub kam da gerade recht. Wegen der internationalen Situation war der People-Artikel gegen die Hausbesetzer gerichtet, obwohl der Autor vorgab, unparteiisch zu sein. Rowse hoffte, die Geschichte als großen Artikel mit Fotos bei der Picture Post unterbringen zu können. Es gab auch andere Möglichkeiten – einschließlich der beruhigenden Gewissheit, mit dem Empire Lion einen weniger lukrativen, aber sicheren Abnehmer zu finden.

Nach dem Essen fuhr Rowse schnell weiter nach Gloucester. Er durchquerte die Stadt, folgte der Straße nach Westen und bog dann links ab. Laut Karte würde ihn der kürzeste Weg nach Lydmouth durch einen Wald führen. Die Straße schlängelte sich serpentinenartig über Hügel und durch Täler. Die Bäume, die er sich malerisch vorgestellt hatte, hingen über der Straße, als wollten sie diese unter sich begraben. Rowse fuhr durch mehrere kleine Bergbaudörfer, deren Häuser vom Kohlenstaub geschwärzt waren. Passanten starrten ihn an, ihre Gesichter waren weder freundlich noch feindselig. Es wimmelte überall von Schafen. Es ist Frühling, dachte Rowse, als er die Lämmer am Straßenrand und auch auf der Fahrbahn herumspringen sah. Er fuhr auf eine Kurve zu, die er etwas zu schnell nahm.

Verdammt Mist ...

Mitten auf der Fahrbahn stolperten zwei Lämmer in die Richtung, in die auch er fuhr. Im Schutz der Bäume stand kauend ein ausgewachsenes Schaf – wahrscheinlich das Muttertier – und beobachtete die Lämmer ohne großes Interesse.

Rowse bremste scharf, um dem ersten Lamm auszuweichen, machte einen Schlenker, sah, dass das zweite Schaf ihm jetzt im Weg stand, und machte noch einen Schlenker, diesmal weniger kontrolliert als zuvor. Das Vorderrad der Triumph kam von der Fahrbahn ab und traf auf einen Stein, der im Gras lag. Das Motorrad bockte und rutschte langsam seitlich weg. Rowse riss sich los und legte die Arme um den Kopf. Die Wucht, mit der er auf dem Boden aufschlug, raubte ihm den Atem. Einen kurzen, quälenden Moment lang wartete er darauf, dass das Motorrad auf sein linkes Bein krachte. Zu seiner großen Erleichterung stellte er fest, dass es ihn um einige Zentimeter verfehlt hatte.

Er stand auf und war so erschüttert, dass er nicht einmal fluchen konnte. Der Motor der Triumph war ausgegangen. Er streckte sich vorsichtig und versuchte die Verletzungen abzuschätzen, die er sich zugezogen hatte: ein paar Prellungen auf der linken Seite, aber nichts Schlimmeres. Doch die Triumph war offenbar nicht so glimpflich davongekommen. Er richtete das Motorrad auf und untersuchte den Schaden. Während des Sturzes war die Gabel gegen einen weiteren Stein geprallt, der halb im Gras versteckt lag. Die Gabel war verbogen und mehrere Speichen am Vorderrad waren ebenfalls beschädigt. Das war ein Fall für die Werkstatt, und zwar ein ziemlich teurer Fall.

Rowse stellte das Motorrad auf den Ständer und überprüfte die Packtaschen. An der einen Tasche war die Schnalle abgerissen, doch der Inhalt – hauptsächlich Kleidung – war unversehrt. Kamera und Schreibmaschine waren in der Tasche, die auf dem Motorrad gelandet war. Er steckte sich eine Zigarette an und studierte die Landkarte. Lydmouth war höchstens noch zehn oder zwölf Meilen entfernt.

Er hörte das Knattern eines Motors, das – wie er selbst – aus Richtung Gloucester kam. Einen Augenblick später kam eine Limousine um die Kurve. Rowse streckte ihr den Daumen entgegen. Das Auto, ein großer, dunkelgrüner Humber, brauste an ihm vorbei. Rowse erkannte flüchtig die Silhouette eines Mannes am Steuer.

Eingebildeter Affe.

Einige Meter weiter bremste der Wagen, hielt an und kam im Rückwärtsgang auf Rowse zu. Er öffnete die Beifahrertür. Der Geruch nach Leder und Zigarrenrauch schlug ihm entgegen. Der Fahrer war ein Mann mittleren Alters mit markanten Gesichtszügen.

»Hallo. Brauchen Sie Hilfe?«

»Das kann man wohl sagen.«

Der Fahrer sah das Motorrad. »Schwierigkeiten?«

Rowse schnaubte. »Das kommt davon, wenn man ein paar Schafen ausweichen will.«

»Ich fahre nach Lydmouth. Bis dahin kann ich Sie mitnehmen, wenn Sie wollen. Oder ich setze Sie unterwegs an einer Werkstatt ab.«

»Ich bin auch auf dem Weg nach Lydmouth.«

»Dann suchen Sie doch dort eine Werkstatt. Es ist nicht weit – die können dann jemanden herschicken, um das Motorrad zu holen.«

Rowse nickte. »Macht es Ihnen was aus, wenn ich meine Sachen mitnehme? Es ist nicht viel.«

Der Mann stieg aus und öffnete den Kofferraum des Humber. Darin befanden sich mehrere gute Lederkoffer. Für Rowses Gepäck blieb noch mehr als genug Platz. Der Mann beäugte die Schreibmaschine und die Kamera. »Arbeitsgeräte, wie?«

Rowse blinzelte erstaunt. »Ja, stimmt.«

»Was machen Sie denn?«

»Ich bin Journalist.«

»Oh, wirklich?«

Sie stiegen in den Wagen. Für ein paar Sekunden genoss Rowse die Stille, die Bequemlichkeit und die Wärme des Humber. Gleichzeitig rätselte er über die Stimme des Mannes. Sie hatte einen leichten Yorkshire-Akzent, und irgendwie kam sie Rowse bekannt vor, obwohl er den Mann nicht vom Sehen her kannte.

»Für wen arbeiten Sie?«, fragte der Mann. »Für eines von den lokalen Käseblättern?«

»Nein, ich bin freier Journalist.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass es in dieser Gegend genug Arbeit für freie Journalisten gibt.«

»Ich wohne in London.« Rowse stellte lieber selbst Fragen, anstatt welche zu beantworten.

»Sie sind also einer Geschichte auf der Spur?«

Verdammter Kerl. »Eigentlich nicht. Ich mache nur ein bisschen Urlaub.« Er warf dem Fahrer einen Blick von der Seite zu. »Aber man weiß ja nie – vielleicht ergibt sich die Gelegenheit, auch ein bisschen zu arbeiten.«

»Das weiß man nie«, stimmte der Mann zu.

Die nächsten Meilen fuhren sie schweigend vorbei an verstreut stehenden Häusern. Es ging jetzt bergab und die Straße führte in großen Schleifen ins Tal hinunter. Die vertraute Stimme des Mannes ging Rowse nicht aus dem Sinn.

»Sind wir uns schon mal begegnet?«, fragte er.

Der Mann sah ihn flüchtig an. »Nein, nicht dass ich wüsste.«

Wieder herrschte Schweigen, diesmal für längere Zeit. Rowse fragte sich, womit der Mann wohl sein Geld verdiente.

Guter Anzug, korrekter Haarschnitt; die Hände am Lenkrad waren manikürt; auf dem Rücksitz stand eine Kiste Havanna-Zigarren von Harrods.

»Wohnen Sie in Lydmouth?«, fragte Rowse.

»Nein.«

Der Fahrer hupte, denn auf der Straße lief ein schmutziger, unrasierter Mann. Sie näherten sich einer steinernen Brücke, die über den Fluss Lyd führte. Kurz davor befand sich eine Abzweigung nach rechts. Rowse konnte auf dem Schild gerade noch das Wort »Farnock« erkennen, als sie daran vorbeifuhren.

»Dann machen Sie also Urlaub?«, fragte Rowse.

»Ich glaube, gleich hinter der Brücke ist eine Werkstatt«, sagte der Fahrer. »Nur ein Stück die Seitenstraße am Bahnhof hinunter. Soll ich Sie an der Ecke absetzen?«

Der Mann kannte sich also in Lydmouth aus. »Ja, bitte.«

Einen Augenblick später stand Rowse mit seinem Gepäck auf dem Vorplatz einer kleinen Tankstelle. Vorn waren ein paar Zapfsäulen und ein auffälliger Werkstattschuppen, dahinter befand sich ein großer Hof voller rostiger Autos, die meisten davon ausrangierte Armeefahrzeuge. Ein Mann in einem hellbraunen Overall kam aus der Werkstatt und putzte sich die öligen Hände in einem noch öligeren Lappen ab. Er hatte rotes Haar, eng stehende blaue Augen und einen kleinen Schnurrbart, der aussah wie die Borsten von zwei Zahnbürsten. Rowse erklärte ihm, was mit seiner Triumph passiert war. Es schien länger zu dauern, als es in London gedauert hätte. Bauern dachten langsam und sprachen langsam.

»Wann können Sie die Maschine abholen?«

Der Mechaniker starrte über Rowses Schulter hinweg. »In einer Stunde oder so. Vielleicht. Kommt darauf an, wann unser Jack mit dem Abschleppwagen zurückkommt.«

»Ich will nicht, dass sie gestohlen wird.«

»Die kommt da schon nicht weg. Sie brauchen also eine neue Gabel und ein neues Vorderrad?«

»Haben Sie so was auf Lager?«

Der Mann deutete mit dem öligen Lappen auf den Schrottplatz hinter der Werkstatt. »Wir haben so ziemlich alles.«

»Wie lange brauchen Sie für die Reparatur?«

»Kann ich nicht sagen. Nicht, bevor ich die Maschine gesehen habe. Ich kann Ihnen auch keinen Preis sagen.«

Rowse seufzte. Wie hoch der Preis auch sein mochte, billig würde es nicht werden. »Können Sie mir eine Unterkunft für ein oder zwei Nächte empfehlen?«

»Versuchen Sie's mal im Bathurst am Ende der Lyd Street.«

»Ist das weit?«

»Nicht, wenn Sie am Bahnhof vorbei zum Fluss gehen und dann den Treidelpfad als Abkürzung nehmen. Alles andere wäre ein Umweg. Sagen Sie, Joe Vance hätte Sie geschickt.«

Rowse brauchte nicht lange, um das Bathurst Arms zu finden. Über der Tür stand der Name des Gastwirts: Harold Alvington. Doch von dem war nichts zu sehen. Ein einfaches, pummeliges Mädchen zeigte Rowse das Fremdenzimmer, das über einer Garage im rechten Winkel zum Rest des Pubs lag. Man erreichte es über eine separate Treppe, die am Hintereingang vom Flur aus nach oben führte. Wenn man aus dem Fenster sah, blickte man auf den Fluss und die dahinter liegenden Hügel. Rowse öffnete das Fenster

und lehnte sich hinaus.

»Ich mache Ihnen schnell das Bett«, sagte das Mädchen. »Möchten Sie heute Abend etwas essen?«

»Ich weiß noch nicht.«

Draußen schien die Sonne und erzeugte den Anschein von Wärme. Im Fluss schwammen Enten und zankten sich um ein Stück Brot; am anderen Ufer wuchsen wilde Narzissen. Es war wie auf einer Postkarte. So sollte es sein.

»Kennst du Farnock?«

»Ja, Sir.«

»Wie weit ist es von hier?«

»Das Camp?«

Er nickte.

»Über den Fluss und dann links, den Feldweg entlang. Es ist ungefähr eine halbe Meile.«

»Weißt du irgendwas über diese Hausbesetzer?«

Sie starrte ihn an. »Nein, Sir.«

Lieber Himmel, ihr Gesicht war so ausdruckslos wie eine geschälte Kartoffel, und wahrscheinlich war sie ebenso intelligent. Noch so ein verdammter Bauerntrampel, dachte er, das Ergebnis jahrhundertelanger Inzucht an langen Winterabenden. Wie konnten diese Leute nur in der modernen Welt überleben?

2. KAPITEL

Als das Mädchen gegangen war, legte Rowse einen Film in seine Kamera und steckte einen Notizblock in die Tasche. Durch den Schaden an seinem Motorrad war es umso wichtiger, dass er auf dieser Reise Geld verdiente. Er bewunderte sich im Spiegel der Frisierkommode; sein neues Tweed-Jackett hatte ein ziemlich flottes Hahnentrittmuster und war besonders elegant geschnitten – ein Hauch von weltstädtischer Raffinesse, mit der er die Einheimischen beeindrucken wollte. Er schlenderte die Treppe hinunter und war schon bald wieder auf dem Treidelpfad, mit einer Zigarette in der Hand, die Mütze zurückgeschoben – ein Tourist wie aus dem Bilderbuch. Neben einer Bank bemerkte er eine große Pflanze mit kleinen, purpurroten Blüten, und er überlegte, ob er den Namen der Pflanze herausfinden sollte. Die Leser hatten gern ein wenig Lokalkolorit. Am Flussufer leuchtete die seltene Nimmerleinsblume in der Frühlingssonne.

Am Kiosk in der Nähe des Bahnhofs kaufte er sich eine Lokalzeitung, die Gazette. Die Geschichte über das Farnock-Camp stand auf der Titelseite. Der Artikel war besser geschrieben als der in People, aber er war auch freundlicher gegenüber den Hausbesetzern. Das überraschte Rowse – normalerweise unterstützen die Lokalblätter die Behörden in jeder Hinsicht. Sie taten alles, um sich das Anzeigengeschäft nicht zu verderben.

Er stopfte die Zeitung in seine Jackentasche, überquerte den Fluss und bog nach links ab, auf den Feldweg. Hier gab es keinen Gehsteig, und der Weg wurde immer schmaler, je weiter man ging. Die Hecke auf der rechten Seite wurde von einem Stacheldrahtzaun abgelöst und das Camp war zu sehen: Eine Reihe von Wellblechbaracken, die aussahen wie die Grabhügel eines vergessenen Volksstammes. Am Haupteingang waren die Tore aus den Angeln gehoben worden. Ein frisch gepinseltes Schild verbot den Zutritt. Farnkraut und junge Bäume besiedelten die freien Flächen. Unkraut spross aus den Rissen im Beton. Aus den Ofenrohr-Schornsteinen, die an einigen der näher gelegenen Baracken angebracht waren, quoll Rauch. Rowse betrat das Gelände und ging auf die Hütten zu. Er klopfte an die Tür der ersten Baracke. Einen Augenblick später öffnete sich die Tür und gab den Blick frei auf eine junge Frau, der ein Schneidezahn fehlte. Zwei kleine Kinder hingen an ihrem Rockzipfel.

»Ja?«

Rowse nahm schnell seinen Hut ab. »Guten Tag, Madam. Mein Name ist Cameron Rowse. Ich arbeite für die Picture Post.« Er beobachtete ihr Gesicht und sah, wie die Verwirrung in Misstrauen überging. »Der Feature-Redakteur möchte, dass ich einen Artikel über das Camp schreibe.« Er gestikulierte in Richtung der anderen Baracken. »Sie haben hier ja eine richtige Siedlung gegründet.« Er bemerkte, dass jemand neben der Baracke ein Blumenbeet angelegt hatte, in dem Primeln und weitere Narzissen wuchsen. »Wie ich sehe, haben Sie sogar einen Garten.«

»Wir machen es uns so hübsch wie möglich. Obwohl wir von Rechts wegen eine andere Unterkunft verdient hätten.«

»Das finde ich aber auch. Genau das habe ich dem Redakteur gesagt. Eine Schande ist das!« Er setzte die mitfühlende, empörte Miene auf, die sich über die Jahre als nützlich

erwiesen hatte. »Und ich hörte, dass die Armee Sie rauswerfen will. Das ist ziemlich ungerecht.«

Die Frau wurde rot vor Zorn. »Die Armee! Hören Sie mir auf mit der Armee. Sid war vier Jahre bei der Armee, und was hat ihm das genützt?«

»Der Stadtrat müsste Ihnen doch helfen?«

»Die meisten von denen sind genauso schlimm wie das Verteidigungsministerium.«

Das glaubte Rowse nur zu gern. Ganz abgesehen von der rechtlichen Situation waren Wasserversorgung, sanitäre Einrichtungen und Müllentsorgung sicher der reinste Albtraum.

»Wenn Sie mit Sid sprechen wollen, müssen Sie später wiederkommen.« Sie wollte schon die Tür zumachen. »Ich habe zu tun.«

»Aber mich interessiert der weibliche Standpunkt«, sagte Rowse schnell. »Wissen Sie, mein Redakteur will die familiäre Perspektive haben. Wie kommen die Kinder zurecht? Wie erledigen Sie Ihre Einkäufe? Die alltäglichen Kleinigkeiten – das ist es, was unsere Leser interessiert. Damit erregen wir Mitgefühl.«

Die Kinder blickten ihn mit großen, fragenden Augen an. Sie hatten graue, krabbelnde Sprenkel in den Haaren. Es wimmelte von Läusen – die menschlichen Parasiten zogen weiteres Ungeziefer an, so war es nun einmal. Manchmal verglich Rowse seine Arbeit mit der eines Jägers: Er ortete seine Beute, er verfolgte sie, und das größte Vergnügen empfand er, wenn er feststellte, dass sie ihm nicht mehr entkommen konnte.

»Ich würde gern durch das Camp gehen«, fuhr er fort, »und mich mit den Leuten unterhalten. Ein paar Worte mit den Männern sprechen, wenn sie nach Hause kommen. Ein bisschen fotografieren.«

»Neulich stand was in People. » Die Frau war immer noch misstrauisch. »Die Schweine haben geschrieben, wir wären keine Patrioten.«

»Das ist einfach dumm. Ich bin sicher, dass Sie alle Ihren Beitrag zum Wohl des Staates geleistet haben. Und jetzt hat der Staat die Pflicht, Ihnen eine Wohnung zu geben. Irgendwo müssen Sie ja schließlich leben.«

Rowse redete immer weiter und verließ sich weniger auf die Kraft seiner Worte als auf die Wirkung seines Mitleids. Allmählich wurde die Frau zugänglicher und ließ sich auf ein Gespräch ein. Ihr Name war Norah Coalway. Sie stellte Rowse ihren Nachbarn vor und er fotografierte sie mit ihren Kindern. Sie zeigten ihm ihre Baracken von innen – die meisten waren ordentlich gefegt und mit behelfsmäßigen Möbeln eingerichtet. Einige hatten sogar Nippes und Fotos auf den Fensterbänken. Es war alles ein wenig übertrieben, dachte er, wie bei Kindern, die »Vater-Mutter-Kind« spielten. Diese Menschen waren kaum kultivierter als die Kühe auf der Weide oder die Schafe im Wald.

Rowse sammelte Material und der Artikel nahm Gestalt an. Sieben Baracken waren bewohnt, allesamt von Familien mit kleinen Kindern. Bis vor Kurzem hatten sie in Templefields gewohnt, einem Ortsteil von Lydmouth, der systematisch abgerissen und neu aufgebaut wurde.

»Die Brüder wollen doch nur Profit machen, egal wie«, sagte Mrs. Coalway. »Schreiben Sie das mal in Ihre Zeitung, ja? Wenn's nach denen ginge, könnten wir in der Gosse verrecken.«

Wer sind die?, fragte sich Rowse. Die Stadtplaner, die Bürokraten im Ministerium, die Stadträte im Planungsausschuss? Es waren immer anonyme Schurken, die die Macht hatten.

Die Ehemänner kamen, einer nach dem anderen, von der Arbeit. Einer von ihnen war Bergmann in einer Grube im Forest of Dean, doch die anderen vier arbeiteten in der Stadt. Die Männer zu interviewen war eine lästige Aufgabe – Rowse musste sie erst überzeugen, denn sie waren müde, hungrig und noch misstrauischer als ihre Frauen. Nach dem fünften Gespräch hatte Rowse genug.

»Ich würde gern durchs Camp gehen und noch ein paar Fotos machen«, sagte er. »Das muss ich bald tun, solange das Licht noch gut ist. Wäre Ihnen das recht?«

Er hatte den Eindruck, dass sie froh waren, ihn loszuwerden. Obwohl sie für sein Hilfsangebot dankbar waren, hatten sie doch kaum die Zeit und Energie, mit ihm zu sprechen. Rowse verbrachte eine angenehme Viertelstunde allein. Das war der Teil der Arbeit, den er wirklich genoss: keine Menschen, mit denen er reden musste – nur er und die Kamera.

Inzwischen war es später Nachmittag und die Sonne stand tief über dem Horizont. Doch das Licht war ideal zum Fotografieren. Er machte eine Aufnahme vom zerstörten Eingangstor. In der Nähe befand sich ein Stapel gleichmäßiger Holzscheite mit abblätternder Farbe an den Seiten. Die Schmarotzer in den Baracken hatten offensichtlich den Fahnenmast klein gehackt, um ihn zu verfeuern.

Ein paar Minuten später stieß Rowse auf die Müllhalde der Hausbesetzer. Einer der glücklichen Zufälle, die ihm das Berufsleben lebenswert machten, wollte es so, dass in einer leeren Baracke in der Nähe ein zerrissener Union Jack lag. Er nahm ihn mit und drapierte ihn kunstvoll auf dem Müll. »Patrioten«, murmelte er zufrieden, als sein Zeigefinger auf den Auslöser drückte.

Inzwischen hatte er das andere Ende des Camps erreicht. Hier befand sich ein zweiter, kleinerer Eingang mit einem verfallenen Wachhaus. Eine Schotterstraße, die parallel zum Feldweg verlief, verband die beiden Eingänge miteinander. Auf der anderen Seite der Schotterstraße lag ein steiniges Feld, das steil zum Forest of Dean anstieg. Als Rowse auf das Wachhaus zuging, hörte er Wasser rauschen. Ein Rinnsal aus Urin floss aus der offenen Tür. Dann kam ein Mann in einem Armeemantel heraus. Er war klein, unrasiert und hatte ein hageres Gesicht. Dunkle, strähnige Haare verdeckten die Geheimratsecken. Als er Rowse bemerkte, machte er große Augen, und seine Nasenflügel vibrierten. Er blieb stehen und die beiden Männer starrten einander an.

»Tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe«, sagte Rowse hastig. »Ich habe gerade mit Ihren Freunden gesprochen.« Inzwischen gingen ihm die Worte so leicht über die Zunge, dass er kaum noch darüber nachdenken musste. »Wir machen einen Artikel über das Camp für die Picture Post.«

»So, so.«

»Sind Sie schon lange hier?«

»Zu lange.«

»Zigarette gefällig?«

Rowse hielt ihm eine Packung Woodbines hin. Der Mann streckte seine schmutzige

Hand aus und nahm eine Zigarette. Rowse sah flüchtig eine Tätowierung am Handgelenk: ein blauer Fisch mit aufgesperrtem Maul und roten Flossen. Er zündete ein Streichholz an. Der Fremde kam für einen Moment näher und verströmte einen barbarischen Geruch. Das Waschen war hier sicher ein Problem, dachte Rowse, doch den meisten Hausbesetzern war das wahrscheinlich sowieso egal.

»Ich hörte, dass die Armee Sie alle rauswerfen will. Haben Sie selbst auch gedient?«

»Ja. Ich muss jetzt gehen.«

Der Mann schlich sich zwischen dem Zaun und dem Wachhaus davon. Rowse war gekränkt. Der Hausbesetzer hatte eine Zigarette angenommen, dafür hätte er zumindest ein paar Fragen beantworten können. Rowse erhob seine Kamera.

»He, Sie!«

Der Mann mit dem Fisch drehte sich um und ein wenig Zigarettenrauch drang aus seinem Mundwinkel. Rowse drückte auf den Auslöser.

»Ich schicke Ihnen ein Exemplar der Zeitschrift.«

Der Hausbesetzer kam einen Schritt näher. »Hören Sie mal, Mister, wer hat Ihnen das erlaubt?«

Rowse hatte ein feines Gehör für Dialekte. Der Mann mit dem Fisch hatte so wenig gesagt, dass man nicht ganz sicher sein konnte, doch seine Stimme hatte sich verändert.

Zunächst hatte er wie ein Einheimischer geklungen, wie die anderen Männer. Doch die letzten paar Worte verrieten eine Spur von Bildung.

Rowse hörte ein leises Motorengeräusch, das aus der Nähe des Haupteingangs kam.

»Mr. Rowse!« Norah Coalway war in fünfzig Metern Entfernung aufgetaucht. »Mr. Rowse!«

»Entschuldigung«, sagte Rowse zu dem Mann mit dem tätowierten Fisch. »Da will jemand was von mir.«

Er drehte sich um und ging. Beinahe rechnete er damit, schnelle Schritte hinter sich zu hören.

Norah winkte ihn ungeduldig heran. »Die andere Journalistin ist da«, rief sie, als er näher kam.

»Die von People?«

»Das Schwein würde sich nicht hierher trauen. Wir würden ihn kreuzigen! Nein, es ist die Dame von der Gazette.«

Einen Augenblick später erreichte Rowse die bewohnten Baracken. Draußen, genau vor dem Tor, stand ein Ford Anglia mit Schlamm-spritzern auf den Kotflügeln. Die meisten Hausbesetzer – Männer, Frauen und Kinder – standen in einem Pulk neben dem Auto. Als Rowse kam, gingen sie auseinander. Die Besucherin war auf ihre Art ziemlich attraktiv. Sie sah Rowse an und lächelte.

»Hallo. Wie ich höre, sind Sie von der Picture Post.« Sie streckte die rechte Hand aus. »Ich heiße Jill Francis und arbeite bei der Lydmouth Gazette.«

Sie gaben sich die Hand. Die Freundlichkeit der Frau überraschte ihn. Normalerweise waren diese Provinz-Schreiberlinge argwöhnisch gegenüber Journalisten aus London – einerseits aus professioneller Eifersucht, andererseits auch, weil die Fremden nur kamen, um ihnen Geschichten wegzuschnappen, die sie selbst an die überregionalen Zeitungen

hätten verkaufen können. Die Frau hatte Handschuhe an, sodass Rowse nicht sehen konnte, ob sie einen Ehering trug.

»Ich kannte mal ein paar Leute bei der Post«, sagte Jill Francis.

»Oh, ich bin freier Mitarbeiter.« Rowse lächelte versuchsweise. Er war sich darüber im Klaren, dass die Picture Post sich als gefährliches Thema erweisen konnte. »Ich bin sozusagen auf Arbeitsurlaub.«

»Sie haben den Artikel in People gelesen?«

»Ja.« Viele Provinz-Schreiberlinge gaben interessante Geschichten an die Überregionalen weiter. »War der von Ihnen?«

»Nein.«

Er spürte, dass er an Boden verlor, also änderte er die Taktik. »Das hätte mich auch gewundert. Der Artikel in der heutigen Gazette gefiel mir besser. Ist der zufällig von Ihnen?«

»Ja, rein zufällig.«

»Haben Sie mal daran gedacht, Ihr Glück in London zu versuchen?«

»Ja, das habe ich.«

»Sie sollten es tun.«

»Mit Sicherheit. Sie haben also einen Auftrag?«

»Wenn alles gut geht, ja. Aber man kann immer erst sicher sein, wenn der Scheck gutgeschrieben ist. Sie wissen ja, wie die Redakteure sind – nichts Schriftliches, nur ein Gentleman's Agreement. Das Problem ist, dass die meisten keine Gentlemen sind.«

Sie lächelte höflich. »Wie sehen Sie die Geschichte? Sie hat zwei Seiten, besonders jetzt, da die Armee sagt, dass sie das Camp wieder braucht.«

Er tätschelte seine Kamera. »Ein gutes Bild sagt mehr als tausend Worte. Die Armee hat keine Chance gegen obdachlose Kinder in den Armen ihrer Mütter.«

»Glauben Sie das wirklich?«

Rowse lächelte achselzuckend. Der Teufel soll sie holen, dachte er – man konnte einfach nicht wissen, ob sie das, was sie sagte, ernst meinte. Er war gekränkt – schließlich tat er sein Bestes, um nett zu ihr zu sein, und sie reagierte nicht. Doch vielleicht würde er sie als ortskundige Person noch brauchen, also musste er sie bei Laune halten.

»Ich glaube, ich muss gehen«, sagte er, während er auf die Uhr schaute. »Es war nett, Sie kennenzulernen, Mrs. Francis.«

»Miss Francis, um genau zu sein.«

»Entschuldigung ... Ja, ich habe wohl erst mal alles, was ich von hier brauche. Mal sehen.« Er klappte seinen Notizblock auf und blätterte die Seiten durch, die er beschrieben hatte. »Mrs. Coalway? Sie wohnen hier mit insgesamt sechsundzwanzig Leuten, richtig? Sieben Ehepaare und zwölf Kinder?«

»Nein«, sagte Norah Coalway. »Bettys Mann Dave ist letztes Jahr umgekommen. Unfall im Bergwerk. Der Stollen ist eingestürzt.«

»Können Sie mal die Namen überprüfen? Diejenigen, die ich zitieren darf.« Er hielt ihr seinen Notizblock hin. »Ich möchte sie ja nicht falsch schreiben.«

»Die können uns doch nichts anhaben, wenn Sie unsere Namen abdrucken, oder?«

»Keine Sorge. Wenn sie das versuchen würden, hätten sie 'ne Menge Ärger am Hals.«

»Wir sind keine Kriminellen«, fuhr Norah fort. Sie war sichtlich besorgt, dass ein gegenteiliger Eindruck entstehen könnte. Sie fuhr mit dem Zeigefinger über die hingekritzelt Namen. »Ja, das ist in Ordnung.«

»Was ist mit dem Mann, der mir drüben am anderen Tor begegnet ist?« Er deutete mit dem Daumen nach hinten. »Ziemlich klein, dunkles Haar.«

»Keine Ahnung, wen Sie meinen.«

»Der Mann mit dem Fisch ...«

»Der Einzige, mit dem Sie nicht gesprochen haben, ist mein Sid. Aber der ist blond, und klein würde ich ihn auch nicht nennen.«

»Wer genau hat Sie denn beauftragt?«, unterbrach Jill Francis.

»Leonard Franks«, antwortete Rowse ohne zu zögern. Leonard war tatsächlich Redakteur bei der Picture Post und Rowse war ihm einmal vorgestellt worden. Allerdings hatte Len kein Wort mit ihm gesprochen. »Also, bis dann.« Er hob die Hand und schloss damit die Hausbesetzer in seinen Abschiedsgruß ein. »Sie waren sehr hilfsbereit. Falls ich noch Fragen habe, komme ich morgen wieder. Falls nicht, wünsche ich Ihnen viel Glück. Vielleicht hilft Ihnen mein Artikel.«

Er ging unbeschwert davon und bog auf den Feldweg ein. Niemand sagte etwas. Wahrscheinlich blickten sie ihm alle nach. Alles war gut gelaufen, bis diese Miss Francis aufgetaucht war. Vielleicht war sie misstrauisch, aber vermutlich ärgerte sie sich nur, dass er in ihrem Revier wilderte.

Doch daran konnte sie nichts ändern. Sie lebten zum Glück in einem freien Land, obwohl man in diesen Zeiten selbst daran zweifeln konnte.